

Trennung von Kirche und Staat rechtfertigen könnte. Es ist mehr als eine Schikane. Es ist ausgemachte und beabsichtigte Bosheit und knüpft durchaus an eine Tradition an: Man ist versucht, es die sowjetische Version der Ritualmordlüge zu nennen, nur daß man den Juden nicht mehr vorwirft, Christenblut für die Mazzoth zu verwenden, sondern daß das Backen von Mazzoth zur Verschwendung wertvollen Volksvermögens wird — auf seine Weise ein

materialistischer Mythos. Die Geschichte Rußlands ist seit Chmielnicki gewiß nicht arm an Judenverfolgungen gewesen. Aber man muß tatsächlich weit gehen, um ähnliches zu finden. Einen politischen Wert oder Sinn hat diese Maßnahme nicht. Sie beraubt einige zehntausend oder hunderttausend russische Juden der Möglichkeit, das Paschafest nach der Vorschrift der Väterreligion zu feiern.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Formgeschichte

Wert und Grenzen dieser Methode für das Neue Testament

Im Mai 1961 berichtete die Herder-Korrespondenz (vgl. 15. Jhg., S. 344) über eine Streitschrift des römischen Theologen Antonino Romeo gegen das Päpstliche Bibelinstitut in Rom und einige seiner Professoren sowie über die Erwiderung des angegriffenen Institutes.

Während der Ersten Konzilssession wiederholte ein anderer Professor der Lateran-Universität, Francesco Spadafora, diese Angriffe, indem er den Konzilsvätern eine Schrift zustellen ließ, die den Titel trägt: „Razionalismo, Egesi cattolica e Magistero“. Das Bibelinstitut antwortete, und Spadafora erneuerte seine Vorwürfe. Dieser peinliche Vorgang am Rande des Konzils konnte bisher und soll auch heute nicht im einzelnen in der Herder-Korrespondenz dargestellt werden.

Doch sind wir in der glücklichen Lage, einen Beitrag zu der Frage zu veröffentlichen, die im Mittelpunkt jener Auseinandersetzung steht. Es ist die Frage nach Wert und Grenzen der formgeschichtlichen Methode.

Zu diesem Thema veröffentlichte Erzbischof Jean-Julien Weber von Straßburg am 1./15. Oktober 1962 im Bulletin der Diözese Straßburg einen Aufsatz, der nach nochmaliger Überarbeitung am 13. November 1962 durch das Päpstliche Bibelinstitut verbreitet wurde und inzwischen auch in der Zeitschrift „La Documentation Catholique“ (1963, Sp. 203 ff.) und in deutscher Übersetzung in der Zeitschrift „Theologie der Gegenwart“ der Redemptoristen in Gars am Inn erschienen ist. Die Herder-Korrespondenz dankt der Schriftleitung dieser Zeitschrift für die Erlaubnis zum Abdruck ihrer Übersetzung und dem Hochwürdigsten Erzbischof von Straßburg für die freundliche Genehmigung zur Veröffentlichung seiner Abhandlung in dieser Zeitschrift.

Da Erzbischof Weber lange Jahre hindurch als Professor für Exegese in Saint-Sulpice in Paris wirkte, spricht aus seinen Worten nicht nur der Bischof, sondern auch der Fachgelehrte. Das Dokument hat folgenden Wortlaut:

Am 20. Juni 1961 hat das Heilige Offizium im Einverständnis mit den Kardinal-Mitgliedern der Bibelkommission folgendes Monitum über „Die historische und objektive Wahrheit der Bibel“ veröffentlicht:

„Während das Studium der biblischen Wissenschaften in lobenswerter Weise gepflegt wird, werden in verschiedenen Gegenden Urteile und Meinungen verbreitet, welche die reine geschichtliche und objektive Wahrheit der Heiligen Schrift nicht nur des Alten Testaments (wie es schon Papst Pius XII. in der Enzyklika *Humani generis* beklagt hatte), sondern auch des Neuen gefährden, selbst in bezug auf die Worte und Taten Jesu Christi. Da derartige

Urteile und Meinungen sowohl Hirten als auch Gläubige besorgt machen, haben die Kardinäle, die mit der Reinhaltung der Glaubens- und Sittenlehre beauftragt sind, beschlossen, alle, die über die Heilige Schrift schreiben oder sprechen, zu ermahnen, daß sie diesen erhabenen Gegenstand immer mit der gebotenen Klugheit und Ehrfurcht behandeln und stets die Lehre der heiligen Väter und den Sinn und das Lehramt der Kirche vor Augen haben, damit nicht die Gewissen der Gläubigen verwirrt noch die Glaubenswahrheiten angetastet werden“ (Lateinischer Text: „Osservatore Romano“, 22. 6. 61; deutscher Text: Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 486. Kommentar zum Monitum: „Osservatore Romano“, 22. 6. 61 [italienisch], und „La Documentation Catholique“ 1961, S. 890—894 [französisch]).

Nach dem Kommentar bezogen sich diese Ausführungen auf Arbeiten, die in verschiedenen Ländern erschienen waren und den historischen Wert gewisser Stellen des Neuen Testaments in Zweifel gezogen hatten, besonders die Kindheitsgeschichte Christi, das „Tu es Petrus“ (vgl. Erzbischof J.-J. Weber in: „L'Ami du Clergé“ 1962, S. 113—121), die Erscheinungen des auferstandenen Christus usw. Dieser Warnung folgte am 26. Juni 1961 die Indizierung des Werkes „Vie de Jésus“ von Abbé Jean Steinmann (Éditions du Club des Libraires, Paris 1960; 2. Auflage Éditions Denoël, Paris 1961). Dieses Buch ist zwar vortrefflich geschrieben, aber schrecklich minimalistisch. Man erinnere sich auch an die Notiz, die am 26. Dezember 1961 vom Secrétariat de l'épiscopat veröffentlicht wurde und die Anweisung gab, das Buch „Histoire de Jésus“ von Arthur Nisin (Éditions du Seuil, Paris 1961) aus dem Handel zu ziehen und aus den Bibliotheken der Seminarien und Ordenshäuser zu entfernen. Dieses interessante Werk aus der Feder eines inzwischen verstorbenen belgischen Laien ist zwar von echtem Glauben eingegeben, aber auch sehr minimalistisch: Es beschränkt sich praktisch auf das Markusevangelium und läßt die Kindheitsgeschichten Jesu, das „Tu es Petrus“ wie auch die johanneische Tradition außer acht. Das gleiche Buch brachte auch die außerordentlich heikle Problematik um das messianische Bewußtsein Jesu ins Spiel. Die „Urteile und Meinungen“, von denen das Monitum spricht, sind im allgemeinen von der augenblicklich meistverbreiteten exegetischen Methode angeregt, nämlich von der „Formgeschichte“ (= Geschichte der Formen der Evangelien-Dokumente), zuweilen auch „Form- und Traditionsgeschichte“ (= Geschichte der Formen und Überlieferung) genannt. Wie diese Termini zeigen, will besagte Methode sich um das Studium der allmählichen Entstehung der evangelischen Berichte bemühen, indem sie diese nach der jeweiligen Form in literarische Kategorien einteilt. Die Methode dient weiter dazu, die Rolle der

christlichen Überlieferung in der Bearbeitung zu umreißen: Sie mußte im Laufe der letzten Jahre verschiedene Richtigerstellungen erfahren. Es wird daher vielleicht nützlich sein, auf die einschlägigen Fragen hier näher einzugehen.

Entstehung

Die neutestamentliche Formgeschichte ist in Deutschland nach dem ersten Weltkrieg aufgekommen. Bis dahin hatte das Studium der Evangelien das Ziel, Beschaffenheit und gegenseitige Beziehung unserer vorliegenden Evangelientexte zu bestimmen und von da aus deren historischen Wert zu untersuchen. Man hatte dabei beabsichtigt, ein Leben Jesu herauszukristallisieren, und wertete damit den Erlöser nur als historische Größe. Die neuen Forschungen stellen jetzt, verschieden je nach Schulen (für die Periode von 1914 siehe P. Lagrange, *Le sens du christianisme d'après l'exégèse allemande*, Paris 1918; für die folgende Zeit: H. D. Knigge [prot.], *Glaube und historischer Jesus*, in: „Una Sancta“ 1962, S. 6—23), die Erfolglosigkeit dieses Unternehmens fest und zweifeln die befolgte Methode an. Deshalb mühen sie sich höher zu steigen, jenseits der Texte, und zu sehen, welche Etappen die einzelnen Bestandteile dieser Texte durchlaufen haben. Damit wird die Ur- und Vorgeschichte der synoptischen Berichte als einzige historisch zuverlässige Quelle angesehen für jeden, der sich wissenschaftlich mit der Person Jesu beschäftigen will.

Die beiden hauptsächlich Begründer dieser Methode sind Martin Dibelius (*Die Formgeschichte des Evangeliums*, Tübingen 1961) und Rudolf Bultmann (*Die Geschichte der synoptischen Tradition*, Göttingen 1958). Als Anhänger dieser Richtung kann man auch noch Karl-Ludwig Schmidt, Georg Bertram und in abgeschwächtem Sinne Martin Albertz nennen. Die anglikanische Exegese war im allgemeinen zurückhaltender und hat sich nicht auf Gedeih und Verderb angeschlossen. Die „Formgeschichtler“ bekennen sich zu folgenden Grundprinzipien:

Grundprinzipien

1. Die synoptischen Evangelien sind wesentlich Glaubenszeugnisse der Urgemeinde. Sie wollen die Gemeinde über Christi Erlösungstat und Lehre unterrichten. Sie schließen sich also an die Predigt an. In der Predigt spricht nicht *Jesus selbst*, sondern wird *über ihn* gesprochen. So erklärt sich die Kargheit der Evangelienberichte in chronologischen, topographischen, geographischen wie auch psychologischen Angaben.

2. Die Evangelien sind literarisch nicht aus einem Guß. Die Evangelisten haben kein ungeformtes Überlieferungsmaterial bearbeitet; sie haben vielmehr nur das Material gesammelt, das schon im Laufe der Tradition eine hinreichend feste Form erhalten hat. Einzig der Rahmen, dem sie diese Stücke einfügten, ist ihr Werk. Dieser Rahmen ist ein künstliches Gebilde.

Wenn diese zwei Prinzipien gegeben sind, so handelt es sich darum, Ursprung und Geschichte der von den Evangelisten zusammengetragenen Überlieferungsstücke zu rekonstruieren. Daher löst man die verschiedenen Elemente aus dem Rahmen, in den sie jetzt eingefasst sind, und teilt sie nach literarischen Formen oder Kategorien ein. Diese Klassifizierung fällt je nach Verfasser verschieden aus. Sie hat zum Ausgangspunkt den Vergleich unserer Berichte und Elemente mit der antiken „Kleinliteratur“ oder nimmt Bezug auf die gleichgelagerten Anfänge dieser oder jener religiösen Bewegungen. Die erste Form

der evangelischen Botschaft war die Predigt der Apostel, das „Kerygma“, wovon wir in 1 Kor. 15, 1—8 eine Zusammenfassung besitzen. Man vergleiche auch die Reden des Petrus in den ersten Kapiteln der Apostelgeschichte. Diese Predigt vom Heil durch Christus mußte sich durch einleitende Berichte, die der Erläuterung dienten, entwickeln und vervollständigen. Man kann diese mit griechischen Literaturgattungen vergleichen und sie „Paradigmata“ (= Beispiele) oder „Chreiai“ (= köstliche Anekdoten über eine Persönlichkeit) oder auch „Apothegmata“ (= bedeutungsvolle Sentenzen in Form einer Darlegung oder Polemik) nennen. Neben diesen einleitenden Berichten, die gewisse Worte einrahmen, bleibt noch die sittliche „Parainesis“ (= Satzgruppen, wie man sie in dem moralischen Teil der Episteln findet) und schließlich „Logia“ (= Herrenworte). Die Freude am Erzählen brachte es notwendig mit sich, daß manche Berichte ausgeschmückt wurden: Dann haben wir die „Novelle“. In einem fortgeschrittenen Stadium stellt sich dann eine Gruppe von Berichten ein, die in Jesus ein wunderbares oder gar göttliches Wesen sehen: Hier haben wir es mit dem „Mythos“ im eigentlichen Sinne zu tun, wie er vielfach in den Überlieferungen der Religionen anzutreffen ist.

Ziele

Diese literarische Zergliederung der Evangelien, welche die einzelnen Bestandteile auseinanderreißt und sie nach mehr oder weniger glaubenswürdigen Kategorien klassifiziert, ist nur eines der Ziele der neuen Methode. Sie will auch das Phänomen dieser verschiedenen literarischen Gattungen erklären, ferner durch Anwendung von Regeln der Massenpsychologie (Wundt und die französische soziologische Schule) die Entwicklung des Christusbildes verfolgen. Unsere Evangelien und erst recht die ihnen zugrunde liegenden und sie ordnenden Elemente sind Produkte der Gemeinde, zunächst der palästinensischen Urgemeinde, dann der hellenistischen Gemeinden. Unter dem Einfluß verschiedener Faktoren (Christuskult, Erfordernisse der Apologetik und Polemik, die Notwendigkeit, für etwas Berichtetes einen Schriftbeweis zu führen, Erfordernisse des Lehrens, Rechenschaft über kirchliche Einrichtungen, Propagandawesen usw.) sind die Berichte entstanden und haben sich nach bekannten Gesetzen entwickelt. Man darf diesen Entstehungsvorgang nicht abstrakt erörtern, sondern muß versuchen, alle diese Berichte in das Leben der Gemeinde hineinzusetzen (ihren „Sitz im Leben“ zu finden), um zu sehen, in welchem Zusammenhang sie zueinander stehen. Das Studium der rabbinischen und hellenistischen Umwelt, der sonstigen Entstehung von Wunderberichten bei Juden und Griechen, der Entwicklung und Ausbreitung des Christentums — all dies hat seine Bedeutung. Von dem Bemühen, die Entstehung unserer Evangelien und ihrer Bestandteile mit der Tradition in Zusammenhang zu bringen, kommt, wie schon gesagt, der Name der Methode: „Form- und Traditionsgeschichte“. Diese Arbeit allein, so belehrt man uns, erlaubt es, die gültigen Elemente zu sondieren, um durch die Christusgestalt des christlichen Glaubens und der Predigt hindurch zum eigentlichen Christus der Geschichte zu gelangen.

Ergebnisse

Wozu haben diese Untersuchungen geführt? Das Ergebnis fällt je nach den Forschern verschieden aus: Die gemäßigten halten eine gewisse Anzahl von Sentenzen und Episoden als echte Jesusworte bzw. authentische Jesusberichte

fest. Durch Textvergleich, literarische Analyse und durch die oben erwähnten Kriterien bestimmen sie die grundlegenden Urelemente der Berichte und Worte, an denen man festhalten muß, und die sekundären Beifügungen, die einer Überarbeitung zuzuschreiben sind. Die Beifügungen bezeugen den Glauben der Urgemeinde, nicht aber Lehre oder Leben Christi. Auf dem extrem linken Flügel der „Formgeschichtler“ steht Rudolf Bultmann, ein temperamentvoller, radikaler Exeget (vgl. F. X. Remberger, Entmythologisierung, in: „Theologischer Digest“ 1959, S. 17—23 [Lit.]; ferner den Beitrag von D. T. Rowlingson, Jesus oder Tradition?, in: „Theologie der Gegenwart“ 1963): Wenn er auch aus Jesus keinen reinen Mythos macht, so erklärt er doch, daß man vom Meister nichts mit Sicherheit wissen könne.

Aus dieser kursorischen und schematischen Darlegung ergibt sich der bestechende und gleichzeitig gefährliche Charakter der Methode: gefährlich, wenn man sie ohne Unterscheidung anwendet und bis zu Ende führt. Es ist nur allzu wahr, daß sie die Protestanten und Katholiken von einer gesunden Exegese abwendig gemacht und sogar in einigen schmerzlichen Fällen dem Glauben entfremdet hat. Sie setzt die ganze Offenbarung des Neuen Bundes aufs Spiel. Wie stünde es um diesen Bund, wenn man kaum etwas Sicheres von Jesus weiß, wenn sein Werk sich nicht in die Geschichte einfügt? Von der Entmythologisierung Bultmanns kann nur ein reiner Fideismus gegenüber der als christlich angesehenen Botschaft übrigbleiben. Es ist klar, daß ein gläubiger Christ solches nicht akzeptieren kann und die Kirche diese Gefahr beseitigen muß.

Gegenwärtiger Stand

Rudolf Bultmann und seine Schule haben praktisch die protestantische Exegese zwischen den beiden Weltkriegen beherrscht. Seit 1945 haben einige seiner Schüler die Position des Meisters hinter sich gelassen, wobei sie sich auf die als unangreifbar geltende Formgeschichte beriefen (über ihre Arbeiten siehe: J. M. Robinson, *Le Kérygme de l'Église et le Jésus de l'histoire*, Genf 1960; dazu, J. M. Faux in: „Nouvelle Revue Théologique“ 1962, S. 305 ff.). Hier sind neben anderen E. Käsemann, E. Fuchs, G. Bornkamm, H. Conzelmann und E. Heitsch zu erwähnen. Sie gehen von einer existentialen Auffassung der Geschichte aus. Mehr als die Einzelheiten, die Chronologie, zählt für den Historiker von heute der Sinn, der hinter den Ereignissen steht und ihnen — wenigstens teilweise — von der freien Entscheidung des in ihnen handelnden Menschen zukommt. Wenn man von hier aus den Sinn des Daseins Jesu sucht, indem man von den anerkannt authentischen Stellen des Evangeliums ausgeht, entdeckt man, daß er wirklich auf der Interpretation aufruht, die man dem Kerygma, der apostolischen Christusproklamation, gegeben hat. Die Predigt *über Jesus* ist also die rechtmäßige Weiterentwicklung der Predigt *Jesu* selbst. Es besteht ein Zusammenhang zwischen Jesus und dem Kerygma, zwischen dem Christus des Glaubens, gepredigt durch die Urkirche, und dem historisch ermittelbaren Christus. Schließlich zeigt die Forschung auf historischer Ebene die Glaubwürdigkeit der Offenbarung und steht damit an der Schwelle des Glaubens. Die Offenbarung als solche, als Wort Gottes, entgegennehmen kann der Glaube allein.

Nach wie vor besteht also die Zweigleisigkeit von Glauben und rationaler Erkenntnis, dennoch ist der Fortschritt über Bultmann hinaus beachtlich. Obwohl die genannten

Autoren weiterhin Christus nur die Logia zuschreiben, welche die Gemeinde nicht erfunden haben kann, und obwohl man das Übernatürliche als dem modernen Menschen entgegengesetzt ablehnt, ist man aus dem Nihilismus herausgekommen. Doch soll das nicht heißen, daß Menschwerdung und Auferstehung wirklich ernst genommen würden. (Andere protestantische Autoren schließen sich entweder in maßvoller Weise dem „Post-Bultmannismus“ an [so N. A. Dahl, H. Diem, W. Grundmann, H. W. Bartsch und besonders E. Stauffer] oder folgen der konservativeren Linie, wie die „Heidelberger Schule“ und O. Cullmann.)

Positive Würdigung

Man darf und kann die Methode der Formgeschichte nicht in Bausch und Bogen verdammen, ebensowenig die verschiedenen, sogar von Katholiken, unternommenen Versuche, die sich von ihr anregen ließen. Sie war bereits von Hermann Gunkel (1862—1932) am Alten Testament erprobt worden, ehe sie auf die Synoptiker angewandt wurde. Gerade diesem Exegeten ist die Erneuerung der Psalmenstudien zu danken, auf Grund der Sichtung nach literarischen „Gattungen“, die er für diese Gedichte aufgestellt hat, und ihrer Verwurzelung („Sitz im Leben“) in der Geschichte des Volkes Israel. Aber auch die Anwendung dieser Methode auf das Neue Testament birgt richtige Elemente in sich, die man zu nützen wissen muß.

1. Man kann die Evangeliendokumente nicht lostrennen vom urkirchlichen Glauben und von der Predigt, die sie ins Leben gerufen haben und ihnen zugrunde liegen. Das Evangelium war schon gepredigt worden, bevor es schriftlich fixiert wurde. Diese Ansicht ist durchaus katholisch; denn sie bestätigt den Vorrang der Tradition gegenüber der Schrift. Letztere ist die Festlegung der Tradition zu einem bestimmten Zeitpunkt ihrer Geschichte. Die Tradition ist in die Schrift eingebettet, und umgekehrt ist die Schrift in der Tradition verankert. — Es sei erlaubt, dies unter Beweis zu stellen: der Rahmen des ganzen Markus-Evangeliums, welches Jesus nach seiner Taufe von Galiläa direkt nach Jerusalem führt und offenbar aus diesem Grunde die Dauer des öffentlichen Wirkens auf einige Monate beschränkt sein läßt, ist die Wiedergabe des Kerygmas, der urapostolischen Predigt, sehr geradlinig, so wie man sie in der Apostelgeschichte findet (so Apg. 1, 21—22 anlässlich der Wahl eines Nachfolgers für Judas; Apg. 10, 37—40: Predigt des Petrus in Cäsarea; Apg. 13, 23—31: Predigt des Paulus in Antiochien). Matthäus und Lukas haben den gleichen Rahmen, vervollständigt durch die Kindheitsgeschichte Christi: sie haben ihm eine historische (Luk.) bzw. systematische (Matth.) Form gegeben. Der wirkliche chronologische und topographische Rahmen des Lebens Jesu ist uns in der Johannes-Tradition überliefert, wenn man — trotz der Schwierigkeit des Unterfangens — das Leben des Erlösers nachzeichnen will. Diesen Weg haben die Synopsen von Larange und Larfeld beschritten.

2. Dibelius und Bultmann unterscheiden zwischen Tradition und Redaktion, da die Evangelien, wie wir sie heute besitzen, die Sammlung oder besser: der geordnete Zusammenbau von zuvor schon existierenden Elementen seien. Diese Feststellung ist vollkommen annehmbar: Man braucht nur unsere Evangelien genau zu betrachten, ihre oft ohne sichtbare Verbindung nebeneinandergestellten Bausteine und die drei Synoptiker unter sich zu vergleichen, die gleiche Elemente in verschiedene Rahmen fügen, um von dieser Tatsache überzeugt zu sein. Es gab

schon vor den geschriebenen Evangelien Überlieferungsstücke, die mehr oder weniger verbreitet waren und ein interessantes Studienobjekt bilden.

3. Die Klassifizierung der Berichte und Worte in bestimmte literarische Gattungen ist eine vielschichtige und schwierige Arbeit. Daß die einzelnen Gelehrten abweichend einteilen, beweist es. Aber die Idee als solche, mit dieser Einteilung in Klassen zu arbeiten, ist richtig: So stellt man z. B. schon auf den ersten Blick eine Verschiedenheit fest zwischen den Parabeln und den apokalyptischen Reden. Der Vergleich dieser jeweiligen Formen mit ähnlicher jüdischer oder sogar heidnischer Literatur kann uns zu einem besseren Verständnis mancher Texte des Evangeliums führen, wobei letztere immer zu ihrem Vorteil abschneiden. So behaupten sich die Berichte über die Wunder Christi in jeder Hinsicht gegenüber den rabbinischen Wundererzählungen und erst recht gegenüber den Wundern, die Askulap zugeschrieben wurden.

4. Man kann sogar zugeben, daß die Festlegung eines Berichtes oder die Redaktion gewisser Worte Jesu durch bestimmte Umstände zum Zeitpunkt der Abfassung beeinflusst sein könne. Es kann die „relecture ecclésiastique“ eines vorgegebenen Textes stattgefunden haben. Dies erkennt in beispielhafter Weise P. Rigaux, wenn er schreibt: „Es fehlt nicht an Perikopen, wo die Abfassung ein Werk der Anpassung war, der Aktualisierung, der Antwort auf Fragen, die sich durch die Entwicklung der aufstrebenden Kirche ergaben. Polemik, Apologetik, Gottesdienst, innere Organisation haben sich den Autoren unserer Perikopen aufgedrängt, dem Evangelium in seiner Gesamtheit — wie den einzelnen Evangelien“ (vgl. „Revue biblique“ 1958, S. 507).

Es ist dies ein fruchtbarer Grundsatz, der manchen Schwierigkeiten Rechnung trägt, wie beispielsweise der doppelten Form der „Seligkeiten“ bei Matthäus und Lukas, den zwei Formen der Bergpredigt, sogar den Berichten über das Letzte Abendmahl (Matthäus und Markus gehen zusammen wie auf der andern Seite Lukas und Paulus) usw. Der Einfluß des Alten Testaments auf die Abfassung dieser oder jener Episode des NT ist nicht a priori auszuschließen. Wir stehen hier offenbar auf heißem Boden, aber man kann nicht sagen, daß dies den von Pius XII. ausgesprochenen Grundsätzen der katholischen Exegese entgegengesetzt wäre.

Kritik

Nachdem wir nun das Positive der Formgeschichte kennengelernt haben, bleiben dennoch nicht wenige Irrtümer bestehen, durch die der Gebrauch der Methode gefährlich wird, wenn sie nicht mit Umsicht und Scharfsinn gehandhabt wird.

1. Die Vorkämpfer dieser Methode sind im allgemeinen Rationalisten, bei denen das Vorurteil gegen alles Übernatürliche nur zu oft das Werturteil trägt: Man tut gut daran, ihnen nicht blind zu folgen. Sie sind sehr von der existentialistischen Philosophie eingenommen, was oft ihre Auslegung in die Irre führt und den Leser verwirrt.

2. Die Anhänger der Formgeschichte haben eine falsche Auffassung von der Gemeinde, in deren Mitte sich die Evangelien formten und feste Gestalt annahmen. Sie betrachten die Gemeinde nicht als Hüterin und als Erhalterin, sondern als Schöpferin der Botschaft Christi. Sie setzen die christliche Überlieferung mit irgendeiner Volkstradition gleich, die sich im Laufe der Jahre oder Jahrhunderte niedergeschlagen habe, und vergessen dabei, daß sie in

weniger als einem halben Jahrhundert unter der wirksamen Obhut von Menschen zustande kam, „die von Anfang an Augenzeugen und Diener des Wortes waren“ (Luk. 1, 2). Die christliche Gemeinde war von Anfang an von Vorstehern geleitet, die eifersüchtig die Genauigkeit der ihnen anvertrauten Botschaft überwachten. Wenn man sieht, wie oft nicht nur in der Apostelgeschichte, sondern auch in den Paulinen auf der Unveränderlichkeit der Lehren bestanden wird, auf der Zuverlässigkeit in ihrer Weitergabe, auf der überragenden Rolle der Apostel (welchen Wert legt Paulus auf diesen Titel, den ihm seine Gegner streitig machen wollten), dann wird man sich darüber klar sein, daß die christliche Predigt nicht schutzlos dem Gemeindeleben ausgeliefert war. — Einer der bekanntesten Meister der heutigen katholischen Exegese des Neuen Testaments schreibt: „Der Gemeindeglaube ist . . . im wesentlichen historisch. Ohne die Tatsachen, für die er garantiert, hat dieser Glaube keinen Daseinsgrund; dies zeigen klar der hl. Paulus (1 Kor. 11 und 15) oder die Berichte über die Leitung der Kirche, die in der Apostelgeschichte erzählt werden (Apg. 8). Er baut auf der Tatsache der Passion und Auferstehung Jesu auf. Hier liegt der Ansatz für die später erarbeitete Theologie der Taufe und des christlichen Lebens. Die Verbindung zum Erdenleben Jesu ist so eng, daß die Gemeinde sich besorgt zeigt, Zeugen in ihrer Mitte zu haben, die Jesus von der Taufe durch Johannes an begleitet hatten (Apg. 1, 22). Für dieses Erdenleben bürgt die Gemeinde (vgl. Apg. 2, 32; 3, 15; 4, 33; 5, 32; 10, 41; 13, 31 usw.). Dabei ist diese Gemeinde keine anonyme Masse, sondern eine gegliederte Gemeinschaft, die durch die offiziellen Zeugen belebt und geleitet wird. Endlich wurde die Überlieferung in fester Gestalt weitergereicht, und die Abweichungen in Folge der Bearbeitung bestätigen eher die wesentliche Geschichtlichkeit der Ereignisse, als sie diese entkräften. Außerdem ist die Sorge, ‚Fabeln‘ auszumerzen, ein Beweis für die bewußte Treue zur Vergangenheit“ (X. Léon-Dufour, Art. „Passion“, in: Supplément au Dictionnaire de la Bible VI, Paris 1960, Sp. 1480).

3. Die Formgeschichte verkennt die absolut einzigartige Führerrolle, die Jesus für den Beginn der christlichen Bewegung einnimmt. Ohne diese Rolle wäre das Christentum unerklärlich. Könnte man sich vergleichsweise den Islam ohne Mohammed vorstellen? Es gibt in diesem Punkt in der zeitgenössischen Exegese eine gesunde Reaktion, die in Deutschland von Joachim Jeremias, in der schwedischen Schule von Riesenfeld und Geradsson repräsentiert wird. Die beiden letzteren Gelehrten haben das Verhältnis eines jüdischen Rabbi (des „hâkâm“) zu seinen Jüngern (den „talmîdîm“) genau studiert: Letztere geben die Lehre des Meisters weiter und setzen sie fort. Genauso geschah es auch bei Jesus und seinen Aposteln und Jüngern.

4. Schließlich fällt die Formgeschichte in den Irrtum, die Evangelisten als einfältige Stoffsammler zu betrachten. Ganz abgesehen von Johannes, dessen Evangelium auch der Form nach die ursprüngliche Tradition verkörpert, wird heute immer klarer erkannt, daß jeder von ihnen eine unverwechselbare literarische Persönlichkeit ist, die ihr spezielles Zeugnis abzulegen hat. „Das literarische Studium der Evangelien enthüllt uns in jedem Falle eine Einheitlichkeit der Sprache, eine Prägung des Stiles, die eine sehr persönliche Verarbeitung der Tradition vermuten läßt und aus den Evangelisten mehr als nur Verfasser, sondern wirkliche Autoren macht . . . Sie haben Quellen

verwand, die sich wiederfinden lassen. Sie können ihre besonderen Gesichtspunkte haben, ihr redaktionelles Verfahren, ihr besonderes theologisches Interesse (dies untersucht gerade die ‚Redaktionsgeschichte‘), aber sie wissen sich deutlich als Zeugen jener Tatsachen, die sie berichten (vgl. den Prolog des Lukas)“ (Benoît).

Zusammenfassung

Folgende Schlußfolgerungen können vom seelsorgerlichen Standpunkt aus gezogen werden:

1. Das Gebiet der evangelischen Studien ist zur Zeit ein neues, schwieriges Gelände, das noch nicht ganz urbar gemacht ist. Die Hierarchie darf den Exegeten Vertrauen schenken, die mit Eifer und Klugheit, ehrfurchtsvoll wie die Kirche, über das erhabene Gotteswort der Schrift arbeiten. Weitverbreitete Schmähchriften hingegen, die bisweilen aus einem Geist des Mißtrauens heraus geschrieben wurden, sind ungerecht und verdienen kein Gehör. Übrigens sind es nicht die fähigen Exegeten, die im allgemeinen eine Gefahr für den Glauben des Klerus oder der Gläubigen bilden, sondern die Halbwissenschaftler, die ohne die Gabe der Unterscheidung oft gewisse Ergebnisse, die man im Zusammenhang mit dem Ganzen betrachten muß, in entstellter oder äußerst vereinfachter Form ins Volk tragen. Muß man der Exegese vertrauen, so ist es andererseits notwendig, sie an gewisse Prinzipien zu erinnern, welche nicht in die legitime Freiheit der Gelehrten eingreifen, sondern gerade dazu anleiten sollen, daß die Heilsgeheimnisse der Menschwerdung, der Erlösung und der Kirche in der geschichtlichen Persönlichkeit Christi verwurzelt bleiben.

2. Die Professoren unserer Seminare und erst recht die Studenten und die Seelsorgegeistlichen, die sich mit biblischen und vor allem neutestamentlichen Themen befassen, müssen sich davor hüten, unbesehen und unterschiedslos eine Methode zu verwenden, von der man zuweilen sich mehr erwartet, als sie zu geben vermag. Nicht weil sie augenblicklich in Mode ist, muß man sie auch schon gleich

als definitives Ergebnis der Wissenschaft anerkennen. Alle Methoden sind dazu bestimmt, berichtigt, vervollkommen, ja sogar überholt zu werden. Man muß bescheiden bleiben und darf nicht als sicheres Resultat ausgeben, was erst provisorische Schlußfolgerung oder reine Hypothese sein kann. Noch mehr muß man sich jeder Äußerung enthalten, die den Eindruck erwecken könnte, das Neue Testament sei ein reiner Mythos, eine Legendensammlung oder eine Konstruktion der christlichen Gemeinde. Könnte eine solche mit der Unterstützung des Heiligen Geistes rechnen? Hielt sich die Kirche nicht an Christus, den Sohn Gottes, überlieferte sie nicht treu Seine Botschaft, welchen Wert hätte dann noch ihre Lehre? Wenn sie sich in die Botschaft Jesu vertiefen mußte (vgl. Joh. 14, 26; 16, 13), wenn sie diese später in der einen oder anderen Formulierung anpassen konnte, so hat sie sie deshalb noch lange nicht geschaffen.

3. Halten wir uns an die Entscheidungen und Warnungen der legitimen Autorität der Kirche. Bleiben wir den Lehren der Grundsatz-Enzyklika Pius' XII. *Divino afflante Spiritu* treu! Behandeln wir die Heilige Schrift, besonders das Evangelium, immer mit Ehrerbietung; denn sie ist Gottes Wort. Wenn es erlaubt ist, die Texte, sogar heilige, wie Zeugen in ein Verhör zu nehmen, so hat man doch niemals ein Recht, sie wie Angeklagte zu behandeln, die man aus dem Konzept bringen und verwirren muß. Auf diese Weise werden wir einer gültigen exegetischen Wissenschaft, die den Quellen Sympathie entgegenbringt, treubleiben.

4. Geben wir vor allem den Hörern unserer Seminare und unseren Gläubigen eine positive Belehrung, entsprechend ihrem Bildungsgrad und in Anlehnung an die sicheren Ergebnisse der Bibelwissenschaft. Säen wir nicht eine Reihe von zweiflerischen Fragen in ihren Geist: Das wäre der schlimmste Dienst, den wir ihnen erweisen könnten. Wir alle, wer wir auch seien, müssen handeln, sprechen und lehren „zum Aufbauen und nicht zum Niederreißen“ (2 Kor. 10, 8).

Das Zweite Vatikanische Ökumenische Konzil

Stimmen zum Konzil aus Belgien und den Niederlanden

Belgien und die Niederlande haben an der innerkirchlichen Erneuerungsbewegung, die von der Einberufung und der Ersten Sitzungsperiode des Konzils ausgegangen ist, einen beträchtlichen Anteil. Wichtige Initiativen im Zusammenhang mit dem Konzil haben in diesen Ländern ihren Ursprung, andere wurden vom belgischen und holländischen Episkopat entscheidend mitgetragen. Die Aktivität von Bischöfen und Theologen aus diesen beiden Ländern ist sowohl auf streng theologischem Felde wie auf dem Gebiete der praktischen seelsorglichen Erneuerung, soweit diese auf dem Konzil bereits eine Rolle spielte, allgemein vermerkt worden. Bereits während der Vorbereitungszeit zeigte sich ein besonders starkes und nachhaltiges Engagement für das Konzil nicht nur bei den an den Sitzungen der Vorbereitungskommissionen teilnehmenden Bischöfen und Theologen, sondern auch bei den Laien, was wiederum nicht zuletzt auf die ausführliche und ständige Unterrichtung der Katholiken über die Aufgaben und die Zielsetzungen des Konzils durch die Bischöfe zurückzuführen ist. Ein Beispiel dafür bildet der Hirtenbrief der niederländischen Bischöfe von 1961 über

das Konzil und dessen Vorbereitung (vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 286 ff.).

Überblickt man die Mitgliederlisten der einzelnen Konzilskommissionen, so fällt die außerordentlich hohe Präsenz von Bischöfen aus diesen Ländern auf. Die Theologische Fakultät der Katholischen Universität Löwen ist unter den Konzilsexperten mit nicht weniger als neun vertreten, von denen manche einen großen Einfluß ausgeübt haben. Mehrere Bischöfe haben innerhalb der Kommissionen entscheidende Arbeit geleistet, so die Bischöfe K. J. Calewaert (Gent) und W. M. Bekkers ('s Hertogenbosch) in der Liturgischen Kommission und Bischof de Smedt (Brügge) im Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen. Der Erzbischof von Utrecht, Kardinal Alfrink, ist Mitglied des Präsidiums, und der Erzbischof von Brüssel-Mecheln, Kardinal Suenens, Mitglied des Konzilssekretariates für außerordentliche Angelegenheiten und Mitglied der Koordinierungskommission. Verschiedene Interventionen holländischer und belgischer Konzilsväter haben nicht nur im Konzilsplenum, sondern auch außerhalb der Konzilsaula ein nachhaltiges Echo gefunden. Erinnerung sei hier an die im Namen des Sekretariates zur